

"Die Stadt" - zu einem Buch von Lewis Mumford

Autor(en): **Schilling, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **84 (1966)**

Heft 19

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-68903>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Frage «Was ist die Stadt?» klingt irgendwie magisch. Man denkt bei ihr an ein schwer zu erfassendes Wesen, an ein Geheimnis, an das, «was die Welt im Innersten zusammenhält». Es wundert deshalb nicht, wenn ein Buch, das mit dieser Frage beginnt, ein dickes und anspruchsvolles Buch ist, also auch eines, das im ersten Augenblick abschreckt¹⁾. Über 700 Seiten kann man nicht so nebenher rasch lesen. Das ist eine Arbeit, zu der man sich entschliessen muss. Aus diesem Grunde erscheint diese Buchbesprechung mit reichlicher Verspätung – «Die Stadt» ist schon 1963 erschienen, in englischer Originalfassung «The City in History» schon 1961. Der Entschluss hat sich gelohnt. Er ist unbedingt zu empfehlen! Der Gewinn, den diese Lektüre bringt, ist es wert, andere Arbeit zurückzustellen.

«Die Stadt» ist kein Bilderbuch, kein Kunstbuch und kein Fachbuch. Es ist das Lebenswerk eines Mannes, der von sich sagt: «Ich bin auf keinem Gebiet Spezialist, sondern widme mich allen Disziplinen» und der wohl gerade deshalb eines so mächtigen Gegenstandes Herr zu werden vermochte. Lewis Mumford berichtet nicht einfach von schönen Gehäusen, von der abstrakten künstlerischen Gestalt, sondern von ihrem Innenleben, von dem, was in ihr geschieht, was die Menschen in ihr tun, vom gesellschaftlichen Inhalt, vom Wesen der Stadt. Er interpretiert die Geschichte und den Menschen im Hinblick auf diesen komplizierten Organismus «Stadt». Sein Buch ist also eine Kulturgeschichte oder eine Geschichte der menschlichen Gesellschaft. Der Reichtum an Einsichten ist unvergleichlich. Und wer daran noch nicht genug hat, der kann aus diesem Buch ganz konkreten Nutzen ziehen: Es gibt sichere Anweisungen für die Ziele und Methoden des Städtebaus und der Stadtplanung.

Es hat keinen Sinn, eine Inhaltsangabe zu versuchen. Es soll nur mit einigen Stichwörtern die Fülle der Aspekte, die das Werk behandelt, angedeutet werden; sie sind verhältnismässig zufällig herausgegriffen:

Einige Motive dafür, dass die Menschen sich in Städten anzusiedeln begannen: Die sesshaften Menschen kehren an bestimmte Stätten immer wieder zurück, in die Höhle, zu den Gräbern. Wenn man irgendwo bleibt und zusammenarbeitet, lässt sich das Leben sinn- und wertvoller gestalten. Die Stadt als Kultstätte, als Wallfahrtsort, festlicher Treffpunkt. Die Stadt als Behälter: Sicherung des Lebens, der Fortpflanzung. Als Speicher für Güter und Erfahrungen. Die Gemeinschaft kann grosse Aufgaben bewältigen: Ausweitung des Lebens durch die Stadt. Zusammenhang zwischen technischen Erfindungen, Arbeitsteilung, Wissenschaft und Stadt. Die Stadt als «Zentralnervensystem». Der Sinn städtischer Konzentration.

Stadt und Politik, Macht, Krieg. Die Stadt als Bollwerk und als Quelle der Aggression. Der Sinn der Monumentalität. Die Stadt als Stätte des politischen «Theaters». Stadt und Drama. – Stadt und Staat. Die Hauptstadt als Zentrum der Nation. Die Stadt und «der Hof», Fürsten, Könige, Kaiser. – Der Krieg als Städtebauer und Städtezerstörer. Die Garnisonsstadt. Stadt und Kaserne. Die Stadt als Exerzier- und Paradeplatz.

Stadt und Wirtschaft. Zusammenarbeit der Menschen und städtische Funktionen. Stadt und Geld, Eigentum, Kapital. Die Bank, die Börse, der Markt als städtische Institutionen. Die Stadt als Wirtschaftszentrum und als Spekulationsobjekt: Boden- und Mietpreise, als Stätte wirtschaftlicher Ausbeutung. Stadt und Industrie.

Stadt und Verkehr. Austausch von Waren und Information. Stadt und Telephon. Die Stadt und der Fussgänger, die Stadt und der Pferdewagen, das Auto, die Eisenbahn. Verkehrsbauten und Verkehrsbeschränkungen.

Organe der Stadt: Der Tempelbezirk, die Zitadelle, der Palast, die Verwaltung. Die Kloake, die sanitären Anlagen, Kanalisation, Trink- und Abwasserleitungen. Spitäler, Bäder, Hurenhäuser. Universitäten, Bibliotheken und Museen. Theater, Gasthaus und Klub. Stadion und Boulevard.

Die Quantität der Stadt. Mögliche Grösse der Stadt. Durchdringung von Stadt und Land. Das Grün in der Stadt. Stadtgründungen. Stadtteile: Quartier und Stadt. Vorstadt, Satellitenstadt. Slums und Villenviertel. Ausdehnung der Städte, Wachsen und Schrumpfen.

Eine solche Stichwortzusammenstellung läuft gleichsam quer zur Darstellungsweise des Werks selbst, das historisch vorgeht. Es gibt aber selten ein Geschichtsbuch, das einen so sehr in den Alltag früherer Zeiten, so nah an die Wirklichkeit führt. Babylon, Athen, Rom, Venedig, London erleben wir, wie wenn wir Einwohner dieser Städte gewesen wären, und zwar nicht unbedingt besser gestellte. Lewis Mumford ist alles andere als ein Aesthet. Ebenso wichtig wie schöne Bauten, prächtige Plätze und Strassen ist ihm, wie die Einwohner der Städte schliefen, arbeiteten, assen und liebten, wie und wo sie ihre Notdurft verrichteten. Er blickt unerbittlich durch die erhabenen Ruinen,

die uns vielleicht so schön vorkommen, hindurch auf die elementaren Wirklichkeiten des Lebens. Da gibt es keine kunsthistorische Schönrederei.

Besonders deutlich spricht Mumford von den Krisenerscheinungen der Städte, von den Faktoren, die zum Untergang, zur Verkümmern und innerem Zerfall der Städte geführt haben. Dieses Buch relativiert viele schöne Vorstellungen, es ist oft hart und illusionslos bis zum Pessimismus. «Kurzer Abriss der Hölle»: Dieses Stichwort fällt, wo von den heutigen Städten und ihrer Zukunft die Rede ist.

«Die Stadt» ist aber keinesfalls ein tristes Buch. Es ist eine packende und kurzweilige Lektüre. Mumfords Sprache hat Saft und Kraft. Sie ist immer bildlich und lebendig, bei aller Sachlichkeit leidenschaftlich. In der glanzvollen Übersetzung von Helmut Lindemann ging nichts davon verloren. Auch darf man ja nicht meinen, man werde Gelegenheit haben, während der Lektüre dann ab und zu einige Seiten überschlagen zu können. Wer am Ende angelangt ist, hat den Eindruck, eine äusserst gedrängte Fassung einer Enzyklopädie der Stadt gelesen zu haben. Vieles wird nur kurz erwähnt, auf anderes nur beiläufig verwiesen. Es besteht kein Zweifel, dass der Autor uns noch viel mehr hätte mitteilen können, dass er aus einer Riesenfülle von Material und Erkenntnis, aus einem ein Leben lang gesammelten Schatz eine konzentrierte Auswahl getroffen hat.

*

Das Buch besitzt auch einen *Bildteil*. Zwischen die Textseiten sind vier Gruppen mit je 16 Bildtafeln eingeschossen; hinten (S. 675 ff.), stehen die zugehörigen Legenden, sehr ausführliche Erläuterungen, deren Lektüre sich besonders lohnt. Bei der Auswahl der Bilder ist es nicht, wie sonst bei Architekturbüchern üblich, darum gegangen, die schönsten und präsentabelsten Photographien anzubieten, sondern darum, dass die Bilder möglichst viel aussagen. Es sind schmucklose Aufnahmen, viele etwas schummrig und unscharf: Aber alle zeigen, was wesentlich ist. Leider wird dieses «Sehen, was wesentlich ist» dadurch erschwert, dass die Bildlegenden weit von den Bildern weg stehen, so dass man immerzu blättern muss, und auch dadurch, dass der Haupttext nie auf die Bilder Bezug nimmt. Text und Bild stehen beziehungslos nebeneinander.

Ein ähnlicher Mangel an innerer Verknüpfung besteht leider bezüglich der *Bibliographie*. Diese selbst, fast 50 Seiten umfassend, ist zwar ungemein wertvoll, besonders weil der Autor zu jedem Buch noch einige kurze Bemerkungen gemacht hat. Dieser ganze Schatz an Literaturkenntnis liegt aber verhältnismässig tot vor uns, weil auf Textanmerkungen verzichtet wurde. Bei allem, was das Buch selbst nicht ausführt, sondern nur andeutet und beiläufig aufnimmt, erfahren wir nicht zureichend, wo wir uns genauer unterrichten könnten. Bekanntlich ist aber heute das «Wissen-Wo-Nachschlagen» fast ebenso wichtig wie das Wissen selbst. Im Text werden immer wieder Autoren und Werke genannt, die in der Bibliographie nicht verzeichnet sind. Und wenn wir einmal das Glück haben, zu einem Thema, das uns besonders fesselt, das im Text zitierte Buch hinten angeführt zu finden, so müssen wir die einschlägigen Stellen selber zusammensuchen. So kommt es dann auch, dass der Übersetzer gelegentlich bei Zitaten anmerken muss: «Aus dem Amerikanischen zurückübersetzt»: Mangels bibliographischer Angaben war die zitierte Stelle nicht aufzutreiben. Als umso grössere Kuriosität erscheint dafür die Fussnote auf Seite 441, wo zu einer ziemlich unwichtigen Stelle aus einem Brief Rilkes akribische Angaben gemacht werden; die einzige bibliographische Anmerkung im ganzen Buch!

Es fehlt also, was man den «wissenschaftlichen Apparat» nennt. Bei vielen, weniger bedeutenden Büchern hat man Grund, diese Einrichtung, die sich mit hochgestellten Zählchen und mit viel Kleingedrucktem manchmal verwirrend breit macht, als Schreibstubenkram zu belächeln oder störend zu finden. Bei einem Buch von solchem Inhaltsreichtum und solcher Weite vermisst man sie. Immerhin gibt es ein ausführliches Register, das einem hilft, eine gesuchte Stelle wieder zu finden.

*

Den Sinn des ganzen Unternehmens beschreibt Lewis Mumford an einer Stelle folgendermassen: «Die Stadt bedarf heute vor allem einer verstärkten kollektiven Kenntnis ihrer selbst und einer tieferen Einsicht in den Ablauf der Geschichte als ersten Schritt zu Zucht und Lenkung» (S. 614). Diese Selbsterkenntnis verschafft das Buch. Wer es durchgelesen hat, kennt die Werte der Stadt und die Gefahren. Er wird die Aufgaben, die wir heute und morgen zu lösen haben, ver-

¹⁾ **Die Stadt**. Geschichte und Ausblick. Von Lewis Mumford. Aus dem Amerikanischen von H. Lindemann. 880 S. mit 157 Abb. Köln 1963, Verlag Kiepenheuer & Witsch. Preis geb. 58 DM.

stehen, zum Beispiel wissen, warum es richtig ist, dass man die Massenverkehrsmittel fördert und den Individualverkehr eindämmt, wissen, warum unsere Bauordnungen der Expansion der Städte und Verwüstung der Landschaft nicht Herr zu werden vermögen und was man an den Bauordnungen ändern müsste, wissen, was in unseren Städten um jeden Preis erhalten, was um keinen Preis gebaut und was umgewandelt werden sollte. Wer dieses Buch kennengelernt hat, dem wird es zu einer unerschöpflichen Fundgrube, zu einem Lexikon über die Stadt.

Rudolf Schilling

Neuzeitlicher Schulhausbau

DK 727.1.001

Dem redaktionellen Hinweis auf den Projektwettbewerb für eine *Primarschulanlage in Aarwangen* (SBZ 1966, H. 11, S. 215) haben wir eine Bemerkung hinsichtlich der Wünschbarkeit einer freieren Interpretation des Programmes für die Gestaltung von «Mehrzweck-Unterrichtsräumen» beigefügt.

Hierzu hat uns Arch. BSA/S.I.A. Rudolf Christ, Basel, als Mitglied des Preisgerichtes die nachfolgende Entgegnung zugestellt:

«Es ist selbstverständlich, dass die Fachpreisrichter für das in mehreren eingehenden Sitzungen diskutierte Programm auf die Möglichkeiten „neuzeitlich gestalteter Schulräume“ hingewiesen haben.

Die von den Schulinspektoren im Kanton Bern genau geprüften Erfahrungen im Schulbetrieb haben aber ergeben, dass das längsgerichtete Rechteck-Klassenzimmer auch der „neueren schultechnischen Entwicklung“ im Kanton Bern am besten entspricht. Bezüglich Belichtung und Verwendung der Wände, wie für die Konzentration der Schüler, eigne sich die bewährte Form der Klassenzimmer in genügender Grösse durchaus. Zusätzliche „Bastelnischen“ und dergleichen werden nicht ausgenützt und verursachen vermehrte Baukosten.

Die Gemeinde Aarwangen begehrt keine „Unterlassung“ wenn sie sich sorgfältig durch kantonale Erfahrungen beraten lässt und sich an die begründeten Vorschriften der Kantonalen Erziehungs-Direktion hält. Diese sind für den Erhalt der notwendigen Subvention einzuhalten und sind auf ein wirtschaftliches Bauen ausgerichtet.

„Wir können es verantworten“ dass vernünftige neue Schulhäuser erstellt werden und dass in einem Wettbewerb gerade die guten Architekten, nach klaren Programmanforderungen die besten Lösungen suchen, ohne „interessante“ Vorschläge zu Experimenten ausdenken zu müssen.

Das Subventionsverfahren des Kantons Bern im Schulhausbau verdient alle Anerkennung. Das Preisgericht hat die eingegangenen Fragen zum Wettbewerbsprogramm in gemeinsamer Sitzung in diesem Sinne beantwortet.»

*

Unsere Bemerkung geschah in der Überzeugung, dass die bestehenden kantonalen Schulbauvorschriften neueren Erkenntnissen in pädagogisch-methodischer Hinsicht und den daraus sich ergebenden baulichen Folgerungen entsprechend teilweise abgeändert werden sollten. Dies braucht Zeit. Bis es soweit ist – denn wir müssen weiterbauen! – können Wettbewerbsprogramme durch eine behördlich sanktionierte freiere Interpretation einzelner Vorschriften wertvolle Vorschüsse leisten. Dies auch im Kanton Bern, wo ein anderer Wettbewerbsfall symptomatische Bedeutung zu erlangen scheint.

Der Bau neuer Schulhäuser ist heute für viele Gemeinden zu einer dringlichen, umfänglichen und finanziell belastenden Aufgabe geworden. Dabei sollte auf einen längeren Zeitraum hinaus vorausschauend disponiert werden können. Dass bei diesen Schulbauvorhaben demgemäss die neuere und möglicherweise für die Zukunft sich abzeichnende Entwicklung in der Unterrichtsmethodik bedacht werden sollte, sowie im gleichen Zusammenhang auch Überlegungen zweckmässigen (oder noch zweckmässigeren!) Bauens anzustellen sind, scheint uns einer aufgeschlossenen Prüfung der in die Preisgerichte berufenen Fachleute, darunter auch Schulinspektoren, wert zu sein.

Noch befinden wir uns – und das sei gerne zugegeben! – inmitten der Klärungen, welche hinsichtlich der neuen pädagogisch-methodischen Erkenntnisse und der schulbaulichen Konsequenzen zu erfolgen haben (SBZ 1964, H. 28, S. 489 und 1965, H. 14, S. 217). Jedoch handelt es sich dabei bereits nicht mehr um «Experimente», wie dies vielleicht von den ersten, immerhin unumgänglichen Anfängen des Gestaltens neuer Schulräume («Bastelnische») gesagt werden mag. Es sind aber gerade einige Wettbewerbe aus neuerer Zeit, welche für die weitere Entwicklung dem Frontal- wie auch dem Gruppenunterricht dienender Schulräume wichtige Bedeutung gewonnen haben (SBZ 1964, H. 24, S. 461 und H. 27, S. 479, 1965, H. 14, S. 218 und 222).

Über den Einzelfall hinausgehende architektonische Ideen zu fördern, ist ein grosser Vorzug des Wettbewerbswesens überhaupt!

Unter der Entwicklung von Räumen, welche für verschiedene Unterrichtsformen zugleich benützt werden können, sind aber nicht einige Feinheiten oder «interessante» Vorschläge um ihrer selbst willen zu verstehen. Wesentlich ist, dass eine Normalbestuhlung innerhalb der Unterrichtsfolge nach Bedarf umgestellt werden kann, etwa durch Formierung einer Sitzgruppe beim Wechsel auf die sogenannte «zweite Front» (welcher der Lehrer auf einer zweiten Tafel sich zu einem im engeren Schülerkontakt gehaltenen Exkurs oder ähnlichem bedient). Erwünscht kann auch die Möglichkeit sein, einzelnen Schülern (z. B. im Individual-Unterricht für Schwächere) oder Arbeitsgruppen besondere Aufgaben abseits des Gros der Klasse zuzuweisen. Ein derart differenzierter Unterricht hat sich in der Schulpraxis (z. B. Primarschulen in Klein-Basel) bereits bewährt. Er wird sich umso eher einbürgern, wenn der bauliche Rahmen dazu geschaffen wird.

Ohne hier eine neue Schulbaudoktrin aufzustellen, können diese nach grösserer Beweglichkeit in der Gliederung des Unterrichtes zielenden Forderungen durch eine baulich erwünschte *Mehrfläche* für den Unterrichtsbetrieb umschrieben werden. Dies soll aber *keineswegs zu Mehrkosten* führen – und selbst wenn solche dennoch entstünden, so wären sie eher zu verantworten, als mancher Perfektionismus in der Wahl der Materialien und der Ausstattung (besonders auch der naturkundlichen Spezialräume auf der Sekundarschulstufe).

Für den Gruppenunterricht (mit erforderlichem Mehrflächenbedarf) kann bei geeigneter räumlicher Lösung auch die Verkehrsfläche temporär nutzbar gemacht werden. Dies führt schliesslich zur *freieren grundrisslichen Disposition* von Schulraumgruppen sowie der Vertikalverbindungen, und darin dürfte ein prinzipielles Problem für den neuzeitlichen Bau von Schulhäusern zu sehen sein.

Das zu gründende *Schweizerische Schulbauzentrum*, in welchem Architekten und Lehrerschaft zusammenwirken werden (SBZ 1965, H. 14, S. 231 und 1966, H. 17, S. 312), sollte künftig Erfahrungen aus Wettbewerben und ausgeführten Schulbauten sammeln, sichten, auswerten und für Beratungsfälle sinnvoll interpretieren können. Ein solches Dokumentationsmaterial kann zum grossen Teile aus der Praxis selbst geäuft werden. Dafür aber bedarf es aufgeschlossener Schulbehörden und einsichtsvoller Mithilfe derjenigen, welche diese beraten.

G. Risch

Einwirkung abgelagerter Müllasche und Müllkompostes auf das Grundwasser

Zuschrift

DK 628.191:628.496

Die von *Wolfskehl* und *Boye* verfasste Arbeit (Schweiz. Bauzeitung, 84. Jahrgang, H. 3, S. 61) kann nicht unwidersprochen bleiben, da sie mit ihren theoretischen Schlussfolgerungen hinsichtlich der möglichen Grundwasserverunreinigung durch Müllasche und Müllkompost geeignet sein könnte, bei dem Leser irrige Vorstellungen zu wecken.

Das Problem der Ablagerung von festen Abfallstoffen darf niemals von den jeweils abzulagernden Einzelsubstanzen her, sondern nur gesamthaft betrachtet werden. Praktisch jede abzulagernde Substanz zeigt mehr oder weniger grosse Lösungstendenzen, das ist nicht nur von wasserlöslichen Produkten her bekannt, sondern insbesondere auch von angeblich wasserunlöslichen Stoffen. Erinnerung sei in diesem Zusammenhang an bestimmte Kunststoffe (vgl. *Klotter*, «Ber. ATV» 15/1962 S. 112ff), die je nach Art Phenole, Formalin und anderes abgeben können, oder etwa an Glas. Nicht zu vergessen sind die unterschiedlichen Bodenarten, die letztlich die spezifische Beschaffenheit unserer Grundwässer bedingen.

Das Prinzip der geordneten und kontrollierten Abfallablagerung besteht darin, dass man versucht (vgl. *Klotter* in «Handbuch der Müll- und Abfallbeseitigung»), die Niederschlagswässer dem Abfallkörper weitestgehend fernzuhalten, indem man dafür Sorge trägt, dass diese Wässer überwiegend oberflächlich abfliessen können und die noch in den Abfallkörper eindringenden Wässer adsorptiv gebunden werden, sich also kein Sickerwasser bilden kann. Es ist deshalb bei Beachtung dieser Grundsätze durchaus möglich, in einen Abfallkörper *leicht* wasserlösliche Produkte einzubauen.

Die Versuche von *Wolfskehl* und *Boye* wurden im Laboratorium ausgeführt, und zwar untersuchten sie die eluierbaren Anteile von Müllschlacke und von Müllkompost jeweils in gleichen Asche-Gewichtsmengen. Bereits hier erscheint der erste Fehler, weil man das Verhalten dieser Stoffe auf einer Deponie in keiner Weise berück-